

# Hohenstein-Ernstthal

Amtsblatt.

Nr. 251

Sonntag, den 28. Oktober 1917

Zweites Blatt

## U-Boots-Fahrten.

### Auf der Sandbank.

Wie vor allen größeren Flüssen, so liegen auch vor der Themsemündung zahlreiche Sandbänke, die mit der Zeit aus den von dem Strome mitgeführten und im Meere abgelagerten Sandmassen entstanden sind. Hier war es, wo an einem neuligen Spätsommertage eines unserer U-Boote in eine sehr schwierige Lage geriet, die ihm leicht hätte zum Verderben werden können; es ist nur der Umsicht des Kommandanten zu verdanken, daß das Boot unverfehrt, ohne jegliche Beschädigung den Heimathafen wieder erreichte.

Unter dem Einfluß der höher steigenden Sonne verklärten sich zeitweilig die Nebelschwaden, doch immer noch lag eine Schicht von riesigem Dampf auf dem stillen Wasser. Gegen 10 Uhr tauchte aus dem grauen Schleier ein Dampfer auf, der trotz der unrichtigen Luft mit höchster Fahrt westwärts strebte, seinem Ziel, der Themsemündung zu. Mit hoher Geschwindigkeit wurde er sogleich verfolgt und beschossen. Trotzdem er in fortgesetzten Schlanglinien fuhr und sich durch Erzeugung von künstlichem Nebel retten wollte, wurden mehrere gutgeführte Treffer erzielt. Plötzlich stoppte der Dampfer überraschend und legte sofort etwa 20 Grad nach einer Seite über. Es war kein Zweifel, daß der Dampfer aufgelaufen war und nun durch Flaggensignale und andauerndes Erdbeben seiner Dampfpipe Bewachungssichtzeuge herbeiholen wollte.

Inzwischen war es wieder nebliger geworden. Plötzlich bemerkte man auf „U“ eine rauschende Bugsee, über der sich kaum erkennbar die Formen eines feindlichen Bewachers aus dem Dampf herauszuschälten. Mit größter Beschleunigung wurde nun getaucht und bei der Ausführung dieses Manövers gleichzeitig ein zweites Fahrzeug gesichtet, das von Norden kommend, dem ersten zu Hilfe eilte. Infolge der niedrigen Wasserlinie stieß das U-Boot bald auf den Grund auf. Durch den großen Aufschlag der Kompaße aus. Es mußte man mit allen Mitteln versucht werden, den beiden Verfolgern, die im Norden und Osten den Weg zu verlegen suchten, zu entkommen.

Infolge ihres Tiefganges konnten die beiden feindlichen Schiffe nicht näher an die Sandbank herangehen. Bei der geringen Entfernung von 600 bis 800 Meter wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, den aus dem seichten Wasser herausragenden Turm des U-Bootes unter Feuer zu nehmen. Anscheinend aber trugen sie sich mit der Hoffnung, die Boote bei den Haen einschleppen zu können. Ein Ausweg schien fast unmöglich, denn die Sandbank stellte sich mit ihrer flachen Wasserlinie dem Entschlüpfen hinderlich in den Weg. Trotzdem mußte der Versuch gemacht werden. Kaum war „U“ 100 Meter abgelaufen, so lief

es auf die Sandbank auf, legte sich nach Bord über und sah nun auf 4 Meter Wassertiefe fest. In diesem Augenblick löste der eine Bewacher einen Warnungsschuss und forderte durch Flaggensignal zur Uebergabe auf. Durch Ansolaten aller Lampen und Rückwärtsarbeiten der Maschinen war es jedoch dem U-Boot gelungen, sogleich wieder freizukommen und einen neuen Anlauf zu machen, um den Verdrängern zu entkommen. Für alle Fälle wurden alle Vorbereitungen zum Sprengen des Bootes getroffen und die Mannschaften mit Schwimmwesten versehen. Wieder gingen die Maschinen mit äußerster Kraft voraus und „U“ glitt in der Richtung auf die Sonne zu, langsam über den weichen Sandboden, dabei den Feinden das Hinterteil zurecht, um ihnen eine möglichst geringe Zielscheibe zu bieten.

Der Versuch glückte. Als die Feinde aber nun ihr Opfer entschloffen sahen, eröffneten sie aus ihren Geschützen ein wildes Feuer, bei dem sie zum Glück durch die grelle Sonne geblendet wurden, so daß sie keinen Treffer erzielten. Aber die Kugeln kamen merklich näher, und es war hohe Zeit, daß das untergeboot in tieferes Wasser gelangte, umfomehr, als sich inzwischen noch ein dritter Feind hinzugesellte und an der Beschickung teilgenommen hatte.

Unbeschädigt gelangte das Unterboot auf den Grund und konnte hier in aller Ruhe abwarten, daß sich die Verfolger wieder entfernten würden. Als es nach einigen Stunden in kurzer Entfernung südlich der Sandbank wieder auftauchte, waren die Verfolger verschwunden und „U“ damit einer äußerst gefährlichen Lage glücklich entronnen.

### Die versenkten Damenhüte.

Mit einem vorzüglichen Doppelschuss waren aus einem stark gesicherten, von England nach Norwegen bestimmten Geleitzug zwei Dampfer von „U“ herausgeholt worden. Ehe es nun vor den von allen Seiten herankommenden englischen Zerstörern untertauchte, konnte es im letzten Augenblick noch beobachten, daß der eine getroffene Dampfer, der zweitgrößte des Geleitzuges, bereits gesunken war, während sein lahmgelassener Genosse, das größte von allen Schiffen des Geleitzuges, noch mit bebender Schlagseite trieb und sich den Marsch in die Tiefe noch etwas überlegte.

Programmatisch wie immer war das Unterboot unter dem Wasserpiegel verschwunden. Ebenso programmatisch hatte man bald darauf in mehr oder weniger großer Entfernung die Detonationen einiger Wasserbomben gehört. Und genau so wie immer tauchte das Unterboot nach einiger Zeit wieder unbeschädigt auf, um einen Rückblick zu nehmen. Stark qualmend, entfernte sich der Geleitzug mit höchster Fahrt gen Osten. Noch wilder fuhren die feindlichen Zerstörer ihre großen Schiffe und Kreise auf allen Seiten der geleiteten Dampfer, ein Anblick, wie wenn

pächterliche Schäferhunde ihre kampfbereit dahntrittende Hammelherde betreuen.

Ungefehrt konnte das Unterboot auf tauchen und an die Untergangsstelle herangehen, um dort vielleicht aus den zahllos treibenden Schiffstrümmern einige Anhaltspunkte über Art und Namen der versenkten Dampfer zu erhalten. Doch nur für den zuletzt untergegangenen glückte dies Vorhaben. Der erste war jedenfalls sogleich ohne Hinterlassung von Spuren auf den Meeresboden spaziert. Darauf ließ sich aber einwandfrei feststellen, daß der größere Dampfer ein neutraler war, der nicht unerhebliche Mengen englischer Paketpost an Bord gehabt haben mußte. Der eine der aufgeschwimmten Postfächer enthielt eine nach Bergen bestimmte Sendung Damenhüte neuesten Pariser Modells.

„Schade“, meinte einer der Plauraten, „daß wir für das teure Zeug keine Verwendung haben“. Hoffentlich haben die norwegischen Damen für die versenkten Pariser Sendung inzwischen anderweitig Ersatz gefunden.

### Ein entschlossener Wachoffizier.

Die Nordsee hatte mit dem herannahenden Herbst wieder einmal ein recht mürrißiges Gesicht aufgesetzt. Zu dem durch die steile Brise erzeugten Seegang gesellte sich eine unregelmäßige Dünung, die von einem fernem Sturmzentrum im Atlantischen Ozean in die Nordsee hineinströmte. Trotz der bei den Schwankungen des Bootes schwierigen Durchführung des Artilleriegeschüßes war es „U“ in zäher Ausdauer und mit guter Schießfertigkeit gelungen, einen englischen Dampfer aus Glasgow niederzukämpfen und seine Besatzung zum Aussteigen zu nötigen, die nun in den Booten eiligst nach der nahen schottischen Küste zu ruderte. Da der Dampfer anscheinend noch keine Anstalten machte im Sinne des U-Bootkommandanten unter dem Wasserpiegel zu verschwinden, ging „U“ etwas näher heran, um die Verenkung zu beschleunigen, weil mit dem baldigen Herannahen feindlicher Bewacher zu rechnen war. Im Hinblick auf den knappen Munitionsvorrat des von erfolgreicher Fernsicht auf der Heimkehr besetzten U-Bootes erschien es als eine Verschwendung, dem leidgefährten Dampfer durch einige Granatgeschüsse vollends den Garaus zu machen. Das kleine Weiboot war in dem letzten Sturm zertrümmert worden, und ein Längelschiffchen war bei der rauhen See vollkommen ausgeschliffen.

Kurz entschlossen bewachte sich der Wachoffizier Leutnant zur See d. M. Weizbach mit zwei Sprengpatronen, sprang über Bord und schwamm mit vieler Mühe nach dem in der hohen Dünung mächtig rollenden Dampfer hinüber. Dort angekommen, kletterte er über die noch von dem Aussteigen der Schiffsmannschaften an der Bordwand hängende Leiter hinüber und schlug in kürzester Zeit die Sprengpatronen an, um darauf wieder nach dem in der Nähe treibenden U-Boot zurückzu-

schwimmen. Wenige Minuten darauf taten die Sprengpatronen ihre Schuldigkeit. Eine gewaltige Explosion zerriss den Schiffsrumpf und zwang ihn, sein „überlebensfähiges“ Dasein zu beschließen.

Am Abend desselben Tages sollte Leutnant Weizbach wiederum Gelegenheit haben, Bekanntschaft mit dem nassem Element zu machen. Mit prallen, vom Winde vollgepöhlten Segeln suchte ein neutrales Segelschiff eiligst die englische Küste zu gewinnen. Das Zwecklose dieses Vorhabens suchte man ihm durch einige gutgeführte Granattreffer begreiflich zu machen. Gerade als sich der Segler unter der Wirkung der Schüsse zum Weidrehen entschloß, entstand am Geschütz ein Versager und die nach hinten heraustretenden Pulbergase rissen den Geschützführer, Bootsmannschaften über Bord. Die hohe Dünung trieb den benutzlosen Mann sogleich von dem U-Boot hinweg. Da stürzte Leutnant Weizbach von dem kleinen Kommandaturm herüber und sprang in voller Uniform über Bord. Mit gewaltigen Stößen zerteilte er die unruhigen Wellen, und es glückte ihm nach einiger Zeit, den verunglückten Unteroffizier zu erfassen und mit vieler Mühe nach „U“ zurückzuschwimmen. Nach dieser wackeren Tat des jungen Seeoffiziers hatte der Kommandant allen Mutaz, in dem Kriegstagebuch des Unterbootes einen Bericht über „das mutige, entschlossene und umsichtige Verhalten“ seines Wachoffiziers einzutragen.



Die gasgefüllte Wotan-Lampe



Wotan „G“ Lampen sollten in keiner elektrischen Licht-Anlage fehlen; sie sparen Strom und geben ein schönes weißes Licht.

In Hohenstein-Ernstthal zu haben bei Paul Scheer, Eisenhandlung.

## Im Schritt ins Unrecht.

Kriminal-Roman von Arthur Winkler

Tannenberg.

(Nachdruck verboten.)

Nun kam Klara auch auf diese Gedanken. So fremd sie ihrem reinen Empfinden blieben, in Notwehr gab sie ihnen Audienz.

„Du meinst, ich könnte ihm Hoffnung machen, daß er eingreife. Wenn das Schlimmste, der Zusammenbruch und Kapas Lebensgefahr verhindert wäre, müßte man sinnen, ihn für seinen Einfluß schänden Geldes sicher zu stellen.“

„Wir hätten keine Zeit gewonnen, hätten niemanden betrogen und uns doch des in Kauf genommen Betruges erwehrt, den je gemeiner Sinn erwinden haben kann.“

„Das meinst Du?“

„Da kam ein zögerndes, hauchleises „Ja“ von seinen Lippen, dann aber, laut hastig, sagte er:

„Und doch, es darf nicht sein, um Deinetwillen nicht.“

„Wir hätten niemanden betrogen und uns doch in Notwehr gegen unsamen Betrug gewehrt, den gemeiner Sinn erfinden konnte.“

„Wiederholte sie, wie wenn sie sich zwingen wollte, mit dem abscheulichen Gedanken der Lüge trotz allem und allem vertraut zu werden.“

„Wir hatten uns betrogen —, sagte er düster.“

Sie aber war fertig mit sich.

„Herbert, wir vertrauen uns grenzenlos, seiner von uns hält den andern eines Betrages fähig. Nur auf dieser Grundlage dürfen wir jede Probe wagen. Jede! Wir wollen uns mühen und plagen, etwas Besseres,

unser würdigeres, zu finden, aber geht es um Leben und Tod meines armen Vaters, dann wag ich auch dieses letzte. Du magst mich dann lieben. Ich werde sehen, wie stark Deine Liebe ist.“

Das traf ihn.

„Meine Liebe? Klara, zweifelst Du?“

„Nein, ich glaube an sie, wie an das Heiligste in der Welt.“

„Sie wird nie irre werden! Nie! Bei Gott!“

Dann nehme ich den Kampf mit der Niedertracht auf und sie soll mich nicht erniedrigen.“

Er sprach auf sie ein, beschwor sie, von dem unseligen Wagnis zu lassen, wünschte sich selbst, diesen Gedanken angesetzt zu haben und würde doch keine andere Rettung.

„Glaube an mich“, sagte sie, „und laß mich wagen, was ich kann.“

Er schmur ihr Glauwen und ging endlich doch wie ein Jagender, der nichts glaubt und alles fürchtet.

### Viertes Kapitel.

Margot v. Plessenow, die Mutter Herberts, hatte an der Festlichkeit bei dem Regierungspräsidenten nicht teilgenommen. Ein Miträeanfall zwang sie im letzten Augenblick abzulaufen. Auf diese Abgabe hin war dann Erika v. Lentheim noch am Mittage des Balltermins bei ihr erschienen, hatte ihr und der Eltern lebhaftes Bedauern ausgesprochen, in aller drei Namen baldige Besserung gewünscht, vor allem aber — und das war der einzige Grund des Besuches gewesen — sich erkundigt, ob nun auch Herbert fortblühte.

Darüber war Erika beruhigt worden.

Mit Vergnügen hatte die verheiratete Frau Major v. Plessenow wahrgenommen, daß sich zwischen Herbert und Erika etwas entspannt. Sie selbst wollte darauf dringen, daß Herbert sich durch ihre unbedenkliche Erkrankung nicht abhalten ließe, zu kommen.

Wie Eritas Augen strahlten, als sie die tröstenden Worte vernahm:

„Nein, nein, Kind, er soll kommen, er wird kommen, kommt ja auch viel zu gern, das wissen Sie am besten!“

Bei dieser Anspielung war das junge Mädchen errötet, und als Herberts Mutter in ihrer launigen Weise — allen Kopfschmerz vergebend — weiter genedt hatte, war sie ganz offenerzig geworden: „Ja, er war ihr Sehnen bei Tag und Nacht. Sie — aufgestayelt noch ganz besonders durch ihre Eigenliebe — liebte ihn. Und er wäre stets so herzlich gut zu ihr — sie hoffe ihm nicht ganz gleichgültig zu sein, und bei Tisch werde sie neben ihm sitzen, sie habe die Tafelordnung ein wenig verschoben und ihre Mama sei ganz einverstanden! Nur kommen müsse er —! So plauderte sie frohgemut.“

Befriedigt lächelnd hatte die Majorin zugehört und nochmals ihre mütterliche Hilfe in Aussicht gestellt. Und beim Abschied hatte sie gesagt:

„Aber, liebe Erika, wenn ich recht soll helfen können, dann muß ich stets wissen, wie die Dinge stehen. Nicht von Herbert, — Männer sind zu solchem Rapport sehr ungeschickt — von Ihnen selbst. Also, nach dem Feste kommen Sie wieder, ich höre und rate.“

Da hatte sich Erika über die kleine Sand der Majorin geäuert und hatte sie geküßt.

Das war damals gewesen.

Den ganzen folgenden Tag hatte Margot v. Plessenow vergeblich gewartet.

Herbert war, wie gewöhnlich, aufgestanden, an ihr Bett gekommen, hatte sich nach Mamas Befinden erkundigt und, mit einem leuchtenden Glanze von Glück in den Augen auf die kurze Frage: „Wie wars?“ geantwortet:

„Derrlich, Mama. Du wirst eine große Freude haben, wenn ich erzähle. Aber in Ruhe und Behagen will ich erzählen, jetzt muß ich zu einem Termin —“

Das war ein vielversprechender Auftakt, die Sache schien brillant gediehen zu sein. Margot wartete gern, sie wußte ja Bescheid. Aber nun mußte doch Erika kommen. Vor ihrem Lager niederknien würde sie, vor Glück durch einander weinen und lachen und dann die neue Mutter küssen.

Ein Menschenalter zurückschauend, sah sie sich selbst, aber da war es nicht so glatt und schön gegangen. Kämpfe hatte sie erlebt, heitere, bittere Kämpfe! Erika würde es besser haben —, aber wo blieb sie?

Der Prozeß, in dem Herbert als Anwalt fungierte, dehnte sich ins Unendliche. Gegen zwei Uhr meldete ein Bote, daß man mit dem Essen nicht auf ihn warten solle. Um vier Uhr ein zweiter, daß er bis in den späten Abend, vielleicht in die Nacht hinein beschäftigt sei.

Und Erika war noch immer nicht gekommen.

Was bedeutete das? Er hatte so glücklich, so überströmend glücklich ausgesehen am Morgen, was war da geschehen?

Mit der peinigenden Unruhe nahmen die Kopfschmerzen rasch zu, und endlich fieberte die



# Der Zeppelin-Spion.

Begreiflicherweise haben unsere Zeppelin-Luftschiffe schon seit langem die stärkste Neugierde unserer feindlichen Nachbarn erregt, und sie haben, selbstverständlich erst recht während des Krieges, in dem ihnen unsere leibbaren Luftschiffe so tiefe Wunden geschlagen haben, alles versucht, recht viel Wissenswertes über Konstruktion, Bau und Ausrichtung der Luftschiffe zu erfahren. Von der Schweiz aus hat man alles Mögliche unternommen, um hinter die Geheimnisse der Zeppelin-Werke in Friedrichshafen zu kommen. Einer dieser Spione, ein Italiener, der in französischen Soldaten stand, ist kürzlich unglücklich gemacht worden. Ende August hat das Reichsgericht den Italiener E. Tagliatti aus Rorschach in der Schweiz wegen Landesverrat zu 10 Jahren Zuchthaus und fünfjährigem Verlust verurteilt. Die Verhandlung brachte recht interessante Einzelheiten über die Spionage-Organisation der Entente in der Schweiz ans Tageslicht. Und wieder wurde nachgewiesen, daß der Militär des französischen Spionagedienstes in neutralen Ländern die französischen Konsulate sind.

Tagliatti lernte Ende 1915 in Rorschach einen Landsmann namens Anselmo Paris kennen, der ihm für den französischen Nachrichtendienst gewann. Paris brachte ihm mit einem Franzosen zusammen, der ihn im August 1916 veranlaßte einen Lageplan der Zeppelinwerke in Friedrichshafen, die er aus seiner früheren Tätigkeit her kannte, zu zeichnen. Er erhielt dafür sofort 100 Franken und später noch 400 Franken, als die Zeichnung die Billigung des französischen Spionagedienstes in Paris gefunden hatte. Er erhielt dann einen neuen Spionageauftrag, nämlich die Befestigung, Bestückung und Munitionsmengen der Zeppeline festzustellen und zwar von einem seemanns des französischen Konsulates in Zürich. Der Konsulatsbeamte zahlte ihm sofort 100 Franken und versprach ihm mehr, falls er die gewünschten Nachrichten brachte.

Tagliatti wollte zur Ausführung seines Auftrages zu Schiff nach Friedrichshafen reisen. Bei der Ankunft des Schiffes in Friedrichshafen wurde er jedoch verhaftet und hat jetzt seine Strafe erlitten. Für die schweizerische Regierung dürfte es aber nicht uninteressant sein, zu erfahren, in welcher Weise die französischen Konsulate ihre Stellung mitbrauchen.

# Weibliche Spionage.

Daß die Entente mit einer gewissen Vorliebe Frauen zu Spionagediensten verwendet, ist gewiß kein Zufall. Abgesehen davon, daß weibliche Spione mit größerer Gewandtheit und Unauffälligkeit ihr Handwerk zu betreiben pflegen, rechnet man auch, wie der berühmte Fall der Miss Cavell gezeigt hat, damit, daß man, im Falle die Sache entdekt wird, einen gewaltigen Sturm der Entrüstung in der Presse erregen kann, wenn deutsche Behörden ohne Ansehen des Geschlechts mit der vollen Strenge des Gesetzes gegen weibliche Spione vorgehen. Neuerdings wurde die Sprachlehrerin Johanna Maria Tiefenbach aus Ulm recht vom Kriegsgericht der Festung Koblenz zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein unangenehmes Geschehnis der Anwesenheit ergab, daß sie in französischem Auftrage in Wiesbaden, Mainz, Frankfurt und Koblenz über Truppenbeförderung, Zusammenbau von Regimenten der Truppen an der Westfront, sowie den Standort des Großes Hauptquartiers Mitteilungen an unsere Feinde lieferte hat, die, mit Geheimtinte auf harnlose Zeitschriften geschrieben, durch Mittelspersonen dem französischen Nachrichtenbureau in Holland übermittelte wurden. In ihrer Wohnung fand man Berichte mit genauen Angaben über militärische und wirtschaftliche Verhältnisse in Deutschland vor.

Auch dieser Fall zeigt, daß wir auf Schritt und Tritt von Agenten und Spionen beiderlei Geschlechts umgeben sind, die mit großem Geschick den Feinden im Ausland jede gewünschte Aufklärung zuteil werden lassen. Es ist vaterländische Ehrenpflicht aller deutschen Frauen und Mädchen, sich diese Tatsache stets vor Augen zu halten, niemals gedankenlos über irgendwelche Dinge militärischer Art mit unbekannten Geschlechtsangehörigen zu plaudern, und vor allem gegenüber Frauenpersonen, die in solchen Dingen ihren Verdacht erregen, zurückhaltend zu sein und, wenn möglich, zu ihrer Entlarvung beizutragen.

# Noch einmal Frankreichs Kriegsziele.

## Das Festklammern an Elsass-Lothringen.

Im Verlaufe einer Aussprache über die auswärtige Politik in der französischen Kammer ergriff der Außenminister Barthou das Wort. Er pries zunächst die alliierten Armeen und erklärte, die besondere Pflicht zu haben, die Einheit Frankreichs mit den Alliierten, die mit Anstand harte Prüfungen erleben, zu bewahren. Er widersprach dann der Unterstellung, als hätte er nicht dasselbe Vertrauen zu der neuen russischen Armee, wie zu der des Zaren. Frankreich hat niemals mehr Grund zu vollem Vertrauen auf den Sieg gehabt. Am Augenblicke, wo ich meinen Platz in der Konferenz der Alliierten einnehme, brauche ich das Vertrauen und die Sympathie der Kammer. Auf die diplomatische Offensive beschränkt, ist Deutschland bestrebt, die Alliierten zu trennen, das Nationalgefühl jedes Volkes zu schwächen, alle Streitfragen wieder aufzuheben und die Parteien gegeneinander zu heben. Dieser Gefahr müssen wir die Stirn bieten. Barthou ging auf die deutschen Kampfforderungen gegenüber den neutralen hinsichtlich seiner Kriegsziele ein. Dann erklärte er sich die Tagesordnung der Kammer vom 5. Juni an, die die Notwendigkeit der Rückkehr Elsass-Lothringens zu seinem wahren Vaterlande, die Wiedermachung der angerichteten Schäden und von Bürgschaften betont. „Elsass und Lothringen“, fuhr Barthou fort, „sind von Feinde besetzte Departements, die wir befreien und in ihr wahres Vaterland zurückführen müssen. So stelle ich die Erklärung des Rechts Frankreichs der Erklärung Bismarcks im Reichstage entgegen. Frankreich kann Deutschland keine Justizindividue wegen Elsass-Lothringen machen — nein, niemals! (Beifall.) Solange eine französische Frau eine Nichte halten kann, werden wir die Unantastbarkeit des Gebietes, das wir von unseren Vätern übernommen haben, verteidigen. Elsass-Lothringen ist Frankreichs Schild und das Sinnbild seiner Einheit. (Beifall.) Die Deutschen werden ferner die ohne militärische Notwendigkeit angerichteten Schäden in den besetzten Gebieten gutmachen müssen und man wird Bürgschaften gegen die Wiederholung solcher Kriege fordern müssen.“

In der Kammer kündete Painlevé an, daß er die Debatte über die auswärtige Politik nicht wieder eröffnen werde, und fuhr dann fort: Das, worauf es uns augenblicklich in unserer Politik ankommt ist die Rückkehr Elsass-Lothringens zu Frankreich, und hierfür müssen wir uns schla-

gen und siegen. Der Redner schloß, indem er das Vertrauen der ganzen Kammer forderte. Nach einer allgemeinen Aussprache wurde von der Kammer eine Vertrauensabstimmung mit 288 gegen 137 Stimmen angenommen.

Im zweiten Oktoberheft der „Critica Sociale“ bespricht Alessandro Schiavi Bismarcks Antwort auf Alcibiades Frage bezüglich Elsass-Lothringens: „Nein, nein, niemals!“ Diese Antwort ist so kategorisch, entschieden und erregt, sagt er, daß man glauben sollte, über alle anderen Punkte seien Verhandlungen möglich, ja vielleicht schon im Gange. Da nun der Krieg nicht wegen Elsass-Lothringens ausgebrochen ist, erscheint es undenkbar, daß er auch nur um einen Tag ausschließlich Elsass-Lothringens wegen fortgesetzt wird. Schiavi hat nur vergessen, den Franzosen klar zu machen, daß sie, wenn sie einen ehrenvollen Frieden haben wollen, vorbehaltlos auf Elsass-Lothringen verzichten müssen.

# Österreich-ungarischer Streitbericht.

Italienischer Kriegsschauplatz. Die am mittleren Jonio eingesehten österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte haben in rätigen Vordringen die Linie Karfreit-Aussa überschritten. Die Bewegungen werden seit gestern früh durch Johannes Wetter begünstigt. Auf der Ostflanke von Vainjizza Heiligengeist bis in die Gegend des Monte San Gabriele wurde der Widerstand der Italiener gebrochen. Der Feind ist im Besitz, alles Gelände freizugeben, dessen Besitz er in der 11. Monatschlacht durch das Leben vieler Tausende erkauft hat. Auf der Karstochfläche entwickelten sich bei un verändert bleibender Lage stellenweise heftige Kämpfe.

Der Anprall der Verbündeten vermochte in zwei Kampfzügen die feindlichen Linien zu 50 km. Frontbreite ins Wanken zu bringen. Bei den weichen Italienern herrscht vielfach große Verwirrung. Zahlreiche Verbände mühen, völlig abgetrennt, auf freiem Felde die Waffen strecken. Große Geschützmassen, aus alle Kalibern zusammengesetzt, und unversehrtbare Mengen Kriegsmaterial fielen in die Hand der Verbündeten. Eine österreichisch-ungarische Division nahm südwestlich von Tolmein dem Feinde allein 70 Geschütze ab. Bisher sind über 30 000 Gefangene durch die Sammelstellen der Verbündeten gegangen und etwa 300 erbeutete Geschütze gezählt worden.

# Deutscher Kriegsschauplatz und Albanien.

Unverändert.

# Wer schnell gibt, gibt zweimal!

Das glänzende Ergebnis der Zeichnungen auf die siebente Kriegsanleihe ist dadurch erreicht worden, daß wiederum alle Teile der Bevölkerung zusammengewirkt haben, um dem Reich die Mittel zuzuführen, deren es zur frastöklichen Ausrüstung von Meer und Flotte bedarf. Zielen die Kriegsanleihen gleichsam eine Sammlung der Mittel für den inneren Bedarf dar, so ist die Ablieferung von Gold ein Erfordernis, damit wir wichtige Bedarfsgegenstände vom Auslande beziehen und gleichzeitig den Goldschatz unserer Reichsbank, der die Grundlage unseres Papiergeldumlaufs bildet, erhalten können. Der Aufruf zur Ablieferung von Gold ist aber auch eine Vorsorge für die weitere Zukunft, für die Zeit

nach dem Kriege, wenn wir die verschiedenartigen Rohstoffe einführen müssen, um unsere Friedensindustrie und unseren Friedenspost wieder auf die frühere Höhe zu bringen. Dieser Hinweis auf die Zukunft darf aber niemand verleiten, zu glauben, er habe mit der Ablieferung seines Goldschmüdes Zeit; ein altes Sprichwort besagt: „Wer schnell gibt, gibt zweimal!“ Prüfe ein Jeder, was er an Gold und Edelsteinen dem Reich zur Verfügung stellen kann, nicht als Geschenk, sondern gegen volle Vergütung des Geldwertes. Auch die Goldsammlung muß ein finanzieller Sieg werden.

# Gemeinnütziges.

Die jetzt erschienene 20. Nummer der Heimatbanknachrichten ist ausschließlich den Fragen der Kriegserziehung gewidmet und bringt alles in übersichtlicher Zusammenfassung, was hierfür in Sachsen an Einrichtungen und Bestimmungen in Betracht kommt. Angesichts der Bedeutung, die dieser Aufgabe jetzt und nach dem Kriege zukommt, wird auf die Geduldsnummer besonders hingewiesen und ihre Anschaffung bestens empfohlen. Sie hat einen Umfang von 24 Druckseiten und ist bei H. C. Teubner in Dresden-N., Große Poststraße 16, zum Preise von 30 Pf. für das Stück zu beziehen.

Allen Telegrammen enthalten in Feldheer, die Urlaubsgesuche enthalten, müssen eine lichte Beglaubigung beigelegt werden. Ist dies der Länge der Zeit halber nicht möglich, so wird empfohlen, die Depesche durch eine Behörde abgeben zu lassen. Andersfalls entstehen durch die Rückfragen Verzögerungen, für die allein der Aufgeber des Telegramms verantwortlich ist.

# Kirchliche Nachrichten.

Parochie St. Christophori Johannis-Sprengel. Vom 20. bis 28. Oktober 1917. Getraut: Appreturgehilfe Bruno Otto Grünig und Emilie Paula Raus. Getauft: Gerda Fanny, T. des Oberpostassistenten Adolf Reich. Klara Johanna, T. des Elektricitätsverarbeiters Wilhelm Woz. Begraben: Ernst Walter, S. des Strumpfwirker Karl Ernst Richter, 9 J. 7 M. 10 T. St. Trinitatis-Parochie. Vom 20. bis 27. Oktober 1917. Getraut: Kadelrichter, 31. Krankenträger, Gebr. der 4. St. Trinitatis-Abt. 19 Dresden Karl Robert Regenhardt und Johanna Elisabeth Koch von hier. Begraben: Webermeister Christian Friedrich Wilhelm Köpfe, 79 J. 9 M. 8 T. Plattmacher Hermann Robert Schmidt, 66 Jahre, 72 J.

St. Marienkirche. Getauft: Frieda Helene, T. des Handarbeiters Paul Otto Leumer. Emil Walter, S. des Bergarbeiters Emil Friedrich Schubert. Ernst Alfred, S. des Strumpfwirker Emil Richard Bepold. Karl Herbit, S. des Eisenbahners Karl Ernst Franke. Lisa Klara, T. des Oberlehrers Richard Paul Fiedler. Max Louis Martin, S. des Tischlers Max Adolf Kurt Schubert. Begraben: Frau Auguste Vina Schubert geb. Wolf, 42 J. 8 M. 6 T. Der Bergarbeiter Karl Rühni, 53 J. 4 M. 28 T. Am 21. Sonntag nach Trinitatis, den 28. Oktober 1917, vormittags 9 Uhr Gottesdienst mit Predigt. Herr Karbald Böhm. Sonntags 11 Uhr Laufen. Abends 7 Uhr Jungfrauenverein. Wochenamt Herr Baller o. Volk. NB. Am Kirchweihfest ist in der Kirche ein Ring gefunden worden. Abgehoben auf dem Pfarramt.

St. Marienkirche. Vom 18. bis 24. Oktober 1917. Getraut: Otto Bruno Meier, Kuffschmied in Oberlungwitz und Ella Paula Oehm hier Albert Arthur Selgner, Bankbeamter hier und Anna Maria Drechsler hier. Getauft: Karl Emil, S. des Richard Arthur Weinhold in Heimbach. Ernst Johannes, S. des H. Emil Richard Schreiber. Gerhard Heinz, S. des H. Emil Max Handrod. Ella Dora, T. des H. Albin Otto n. Fell.

Majorin so hat, daß Rosa, die alte Dienerrin, die sie schon aus Frankreich mitgebracht hatte, so furchtbar erkrankt, als sie nach ihrer Herrin sah.

Sofort sollte der Arzt benachrichtigt werden.

Aber Margot v. Plessenow wehrte sich. Ein Pulver aus ihrer Hausapotheke ließ sie sich anbringen und lag dann, unruhig vor Sorgen und Grübeleien, still.

Die Dämmerung des Wintertages war schon tief herabgesunken, aber die auf jeden Glockenton, jeden Schritt im nur lauschende Frau wollte kein Licht.

Vertraute Gespräche pflegte die Majorin mit ihrer einzigen Gespielin und jetzigen Dienerin in französischer Sprache zu führen. Es war wie ein Zurückfinden in die Jugendzeit.

Auch jetzt fragte sie in diesem Heimatsidiom.

„Hat Herbert Dir etwas erzählt von dem gestrigen Feste, Rosa?“

„Nein. — Aber gelacht hat er übers ganze Gesicht. So froh gelacht, wie bei der Weihnachtsfeier als Junge.“

„Heute früh, wie er ging?“

„Ja.“

„Hast Du sonst etwas vernommen. Ob dort was besonderes passierte?“

„Da wurde Demoiselle Rosa Frenois lebhaft.“

„Mein Gott, ja —! Wer erzählte es doch? Eine sehr unangenehme Geschichte ist passiert.“

„Unangenehm?“

„Ein Diebstahl.“

„Nicht doch! Davon würde Herbert gesprochen haben wenn es der Rede wert wäre.“

„Man hat es heute erst bemerkt. Gräfin Aldern vermisst einen Solitär —, fünfzigtausend Mark soll er wert sein.“

Die Majorin erschraf. Könnte Herbert durch diesen Vorfall in Anspruch genommen sein? Es fiel sie sich mit seinen kurzen Mitteilungen, die teurerlei Tatbestand medeuten, durchaus vereinbaren. Und auch Eritas Ausbleiben erklärte sich harnlos. So wurde der erste Schrecken keine zu ruhigung.

„Fünfzigtausend Mark“, sagte sie nachdenklich, „ein einziger Stein! Meine Mama trägt bei großen Gelegenheiten einen alten Familienring, weißt Du, Rosa?“

„Ja — Maragden, ein Diadem.“

„Das soll auch so wertvoll gewesen sein.“

„Wo ist es hingekommen —!“

„Monieur Marions Gemahlin.“

„Ja, wahrscheinlich.“

„Da schelte die elektrische Glode, schrill und anhaltend.“

Rosa sprang auf und lief hinaus. Gleich darauf stang draußen Eritas Stimme, und jetzt trat sie ein, stürmisch, hastig.

Rosa, die hinter ihr gekommen war, drehte das Licht an und nun gewahrte die Majorin, daß das junge Mädchen nicht als glückliche Braut kam.

Vom Weinen gerötete Augen, zornig geprekte Lippen bleiche Wangen kündeten Leid.

Verlegen stand Erita in der Mitte des Zimmers und stammelte einen kurzen Gruß.

Die Majorin erwiderte ihn und sagte dann: „Bitte, la' uns allein, Rosa.“

Da ging die Dienerin und Vertraute gehorsam aus dem Zimmer. Als sich die Tür geschlossen hatte, fragte Margot v. Plessenow mit unsicherer Stimme:

„Kind! Wie sehen Sie aus? Was bringen Sie?“

„Den Bericht —, den meines Unglücks, anständige Frau.“

„Was, und Herbert war so glücklich heute früh!“

Die Hände Eritas ballten sich, ihre Augen blihen vor Zorn und Was: „In der Liebe zu einer andern! Ja, ich weiß!“

Sie war in einen Stuhl gesunken, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, und der ganze zarte Körper zitterte in ihrem Schluchzen.

Trop ihres eigenen Leidens stand die alte Dame von dem Divan auf, der ihr tagsüber zum Lager gedient hatte, und ging zu der Fassungslosen.

„Was sagen Sie da, Erita? Einer andern? Um Gotteswillen, welcher andern? Sie phantazieren, Sie sehen Gespenster!“

„Ich weißte, es wäre eine Phantazie und ich erwachte aus ihr, aber die süßen Worte, die bei en Küsse erkint man sich nicht —, gehen habe ich alles, gehört habe ich alles, die Nacht im Wintergarten.“

„Wer?“

„Klara Grothe, die Diebin!“

Gellend schrie sie auf, von Weintrampfen gepackt. Die Kranke möchte sich erschrecken um die Kränere. Sollte ein Flacon, rieb ihr die Stirn.

Endlich kam Erita wieder zu sich.

Die Fäuste lösten sich, die Arme fielen matt herab und ein stilles Weinen trat an Stelle der Schreie. Auf ihre eigene Lagerstatt hatte die Majorin das alterierte Mädchen gepetzt und saß nun bei ihm, streichelnd und tröstend.

„Von alledem verstehe ich nichts. Nichts, nichts, Kind! Werden Sie ruhiger und dann erzählen Sie, das Klingt ja alles so toll so unmöglich —! Die Diebin, Klara Grothe, soll denn das? Sie sind ja wahrhaftig vor Schmerz.“

„Wie sie mir sein Herz gestohlen hat, mag sie gar wohl der Gräfin den Ring gestohlen haben. Sie kann beides brauchen — da sie sonst betteln gehen muß!“

Die Augen trübten sich wie im Irren, und die Majorin fühlte ein leises Grauen.

Dies Kind der vornehmsten, der besten Erziehung, so außer Rand und Band, so verblendet von Jammer und Grimm! Es war fast unbegreiflich.

Und endlich, endlich konnte Erita erzählen.

Als sie geendet hatte, zog Margot v. Plessenow ihren jungen Gast sanft an sich.

„Erita Mädchen, das ist ja alles Unfuss! Die durchstanzte Nacht, das schmerzverwundete Verzeihen! — Sie gehören ins Bett, Sie sind krank. Morgen werden Sie über all das lächeln — Herbert ist ein Schlingel, mit dem will ich reden, der kommt von seiner kleinen Extratour zurück, und Sie werden dem Neutigen versichern. Nicht wahr, das werden Sie?“

Zwischen Tränen blühte es wie ein schones Hoffen.

„Ich glaube, ja! — Wenn! — in ganzem Herzen!“

„Na, also —! Und das mit dem Ringe, das ist doch gar Unfuss. Seien Sie vernünftig, seien Sie vorsichtig. Bei mir ist es tot und begraben, was Sie da tolles Zeug reden, aber sagen Sie es vor niemandem sonst. Um Gottes willen nicht —!“

„Sie wissen wohl noch nicht —?“

„Doch, Kind, ich weiß. Der Gräfin Aldern ist ein kostbarer Ring abhandeln gekommen. Gestern beim Feste Ihrer Eltern.“

„Das ist ichredlich unangenehm.“

„Entsetzlich, — bei uns muß das geschehen —!“

(Fortsetzung folgt.)